

III. 49. D

Dr. Günther Lachenmann

Freiburg

Der Mini-Soldat des „Führers“ wurde wieder Kind

*Er erlebt das Kriegsende 1945 in **Württemberg** auf der **Schwäbischen Alb**. Weihnachten 1944 wird noch im elterlichen Haus in der Katharinenstraße in **Reutlingen** gefeiert, dann zieht die Familie, die Mutter, zwei Schuljungen und ein Baby, zu einer Tante am Stadtrand. Ende Januar der erste größere Luftangriff auf Reutlingen. Sie im Keller: Weinen, Beten, er fühlt sich noch als kleiner Soldat des Führers. Keine Schule mehr, dafür Mithilfe beim Bergen von verbrannten Leichen aus den Trümmern. Dann der nächste, noch schwerere Luftangriff auf das Bahnhofsgelände in der Nähe: nun auch bei ihm Panik. Hunderte von Opfern sind zu begraben, darunter ungezählte Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter. Nun werden Mütter mit Kindern per Holzvergaser-LKW evakuiert, sie nach **Württemberg**. Erst bei der Frau des vermissten Bürgermeisters, dann in einem kleinen Bauernhaus. Verpflegung gut. Einklassige Volksschule. Tiefflieger, Kriegsgefangene sitzen herum. Geschlagene deutsche Soldaten zu Fuß und ohne schwere Waffen ziehen durchs Dorf. Einer zur Mutter: Er wolle „nicht 5 Minuten vor 12 noch einen kalten Arsch bekommen“. Munitionsdepot wird gesprengt, die Vorräte werden verteilt. Sein Vater, der unter der Zugspitze Uhren für die Kriegsmarine zusammensetzt, kommt auf Urlaub. Fährt mit seinem Schulfreund Gminder und dessen Töchtern in einem fahrbereiten, aber nicht zugelassenen PKW des Nachts und auf Nebenstraßen 200 km nach **Bayern**. Die Töchter kommen so in Sicherheit: Beide heiraten später Amerikaner und wandern in die USA aus. Ausflug zum geräumten „Wehrrüchtigungslager“ der HJ in der Nähe: fünf tote Hitlerjungen auf der Lichtung. Dann die Franzosen, „vor allem Marokkaner, die alles taten, um ihren schlechten Ruf zu rechtfertigen“. Ende Mai kommt der Vater zurück, der sich aus Bayern durchgeschlagen hat. Dann die Rückkehr mit dem erfolgreichen und unbekümmerten Strickereibesitzer Molfenter nach **Reutlingen**. Geschrieben am 12.1.1995.*

Bombenangriff und Evakuierung

Weihnachten 1944 wurde noch in der Katharinenstraße gefeiert; wegen der zunehmenden Gefahr, bei Bombenangriffen auf dicht bebaute Stadtteile zu ersticken oder zu verbrennen, hatten sich die Eltern aber entschlossen für uns in einem Außenbezirk der Stadt Quartier zu suchen.

Wir zogen deshalb im Januar zu Tante Klothilde, einer Schwester meiner Großmutter väterlicherseits. Die Tante war alt und seit vielen Jahren Witwe, ihre zwei Kinder lebten in weit entfernten Orten. Durch ihren Mann, einen Schweizer Ingenieur, hatte sie dessen Staatsbürgerschaft erworben. Deshalb bekam sie aus der Schweiz Pakete mit allerlei Leckereien, an deren Existenz wir uns zum großen Teil nur noch schwach erinnern konnten. Ab und zu fiel für uns etwas davon ab.

Natürlich tat sie sich schwer mit dem plötzlichen Zuwachs in ihrer Wohnung, einer Mutter mit zwei Schuljungen und einem Baby. Entsprechend unbequem war das Zusammenleben für die Gemeinschaft. Wir verfügten über das Wohnzimmer, für dessen Beheizung wir zu wenig

Brennmaterial hatten, außerdem über das Schlafzimmer mit einem großen Ehebett. Die Tante zog sich in ein gut zu heizendes kleines Zimmer zurück, Bad und Küche wurden gemeinsam benutzt.

Die Kriegslage war hoffnungslos, aber das wussten wir Kinder natürlich nicht. Über den strahlenden Winterhimmel zogen die blitzenden Ströme amerikanischer Bomber unbehelligt von irgendwelcher Gegenwehr. Nachts gab es immer häufiger Alarm, dann verbrachten wir zusammen mit den anderen Hausbewohnern die Stunden im Keller des Hauses.

Ende Januar erlebten wir dort den ersten schweren Luftangriff. Um die Mittagszeit gingen die Sirenen, nichts deutete darauf hin, daß diesmal wir gemeint waren. Plötzlich jedoch wurde das Brummen der Flugzeugmotoren abgelöst von einem Pfeifen in der Luft, dann von einem Grollen und Poltern, das immer näher kam. Unter den Einschlägen der Bomben bebte der Kellerboden, Staub rieselte von der Decke und den Wänden. Die Kinder weinten und die Frauen beteten. Noch wirkte bei mir die von der Propaganda erzeugte heroische Grundstimmung, deshalb fühlte ich mich stark und versuchte meiner Mutter und dem kleinen Bruder Trost zuzusprechen. Aber auch mir gingen die Wochenschaubilder von brennenden Häusern, aus denen Verschüttete geborgen wurden, durch den Kopf.

Unser Glück war, daß die Bomben auf Industrieanlagen fielen und von denen lagen wir weit genug entfernt. Am Haus gab es durch den Luftdruck reichlich Glasbruch, an größere Schäden kann ich mich nicht erinnern. Nach wenigen Tagen hatten wir wieder Wasser und Gas. Aber es blieb ein erster, unvollständiger Eindruck von dem Schrecken, der von der Gewalt solcher Luftangriffe ausgehen konnte.

Weil der Schulweg zu gefährlich geworden war, gab es keinen Unterricht mehr. In meiner Erinnerung löste das bei uns Schülern keinerlei Freude, sondern allenfalls ein Gemisch von Erleichterung und Beklemmung aus, weil auch wir spürten, daß die gewohnte Ordnung sich langsam auflöste.

Die Patrioten wurden leiser, die überzeugten Nazis nervös, kritische Stimmen oder gar offene Feindseligkeit gegenüber dem herrschenden Regime habe ich in meiner Umgebung nicht bemerkt. Die teils freiwillig geübte, teils erzwungene Disziplin sorgte dafür, daß das tägliche Leben nicht im Chaos versank. Zwar war der Speisezettel karg, aber wir litten keinen Hunger. Wer sein Dach über dem Kopf verloren hatte, durfte mit der Zuweisung von Notunterkünften in öffentlichen oder privaten Gebäuden rechnen. Nach Luftangriffen wurden die verbliebenen Kräfte für die Beseitigung des Schutts auf den Straßen mobilisiert.

Auch die elf- bis zwölfjährigen Jungen, in Hitlers „Jungvolk“ organisiert, waren als Helfer willkommen. Dabei begegnete ich zum ersten Mal dem Tod, wenn auch in sehr abstrakter Form: Beim Räumen fanden wir mehrfach verkohlte Leichen, zu zwei Fuß langen Paketen geschrumpft. Ich behielt diese Erlebnisse für mich, erzählte vor allem meiner Mutter nichts

davon. In meiner Verbohrtheit hatte ich die Sorge, daß sie mir weitere Einsätze verbieten würde und ich damit meinen Anteil am Endsieg verpassen müsste. Diese Einstellung hielt jedoch nicht mehr lange vor. Bald begegnete ich den auf mich einstürmenden Eindrücken mit Verzagttheit, ja Panik, was mich in Kürze in einen wahren Jammerlappen verwandelte, genau das Gegenteil des offiziell geforderten jungen Helden.

Luftangriff

Auslösendes Ereignis war ein weiterer Luftangriff. Das Ziel, die Bahnlinie, lag diesmal sehr nahe bei unserer Wohnung. Als das Heulen und Pfeifen in der Luft und die Einschläge der Bomben kein Ende nehmen wollten, breiteten sich im Keller Entsetzen und Verzweiflung aus. Schließlich weinte und schrie auch ich hemmungslos, vielleicht aus Todesangst, vielleicht nur als Reaktion auf die für mich nicht mehr erträgliche psychische Belastung. Wie auch immer: Ich verwandelte mich wieder in das auf die Erwachsenen vertrauende Kind, der Minisoldat des Führers hatte ausgespielt.

Die Schäden in der Stadt waren nun für jeden sichtbar, Hunderte von Bombenopfern mußte man begraben, darunter ungezählte Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter. Niemand wusste, wie schwer der nächste Angriff sein würde. Da erschien es den Behörden wie auch der Partei richtig, Frauen und Kinder ins Umland zu evakuieren. Also wurde für jedes Familienmitglied ein kleiner Koffer gepackt, das Baby in einen Wäschekorb gebettet und los ging die Reise mit den letzten, noch in der Stadt verfügbaren Lastwagen. Benzin oder Dieselkraftstoff gab es für zivile Fahrzeuge schon lange nicht mehr, man behalf sich deshalb mit so genannten Holzvergasern.

Deren Betrieb erforderte die Beschickung eines Kessels mit etwa faustgroßen Holzstücken. Das schwelende Holz entwickelte Qualm, der nach einigen Umwegen als brennfähiges Gemisch dem Motor zugeführt wurde. Von Zeit zu Zeit mußte der Fahrer mit einer Stange im Kessel stochern und Holz nachfüllen. Nach einer Fahrt von etwa 15 Kilometern, die unter diesen Voraussetzungen lange dauerte, landeten wir in Würtingen, einem Dorf auf der Schwäbischen Alb. Zwar war es inzwischen schon März, aber noch lagen Häuser, Straßen und Felder unter tiefem Schnee.

Wir wurden bei einer jungen Frau einquartiert, deren Mann früher hier als Bürgermeister amtiert hatte. Inzwischen galt er als vermisst oder war gefallen, trotzdem hing das Bild des Führers noch immer an der Wand. Auch mitten in der Katastrophe stellte nach meinen Erinnerungen niemand die Rolle der Partei und ihrer Mitglieder in Frage, erst kurz vor dem Einmarsch der fremden Truppen verschwanden die braunen Uniformen.

Ein paar Tage später wurde uns das winzige Bauernhaus einer Witwe zugewiesen, die danach zu ihrer Tochter zog. Langsam normalisierte sich unser Leben wieder. Bäcker, Metzger und eine Molkerei gab es im Ort. Das sich auflösende Netz von Erfassung und Verteilung ließ zwar unsere Lebensmittelkarten immer wertloser werden, dafür konnte man

durch Tauschen Brot, Fleisch und Milch erwerben. Im Dorf war genügend Essbares für alle Bewohner, obwohl sich immer mehr „Fremde“ einfanden. Die Einheimischen begegneten uns mit einer Mischung aus Mitleid und Vorsicht. Jeder mußte ja damit rechnen, in Kürze selbst obdachlos oder auf der Flucht zu sein, niemand wollte sich durch unbedachte Äußerungen noch einer Gefahr aussetzen. Im Radio war von standrechtlichen Erschießungen die Rede. Meiner Schulpflicht kam ich nun in der einklassigen Volksschule nach, wo ich zum ersten und einzigen Mal in meinem Schülerleben in der Rolle des Primus glänzen durfte.

Das Ende

Zwar gab es noch Luftalarme, aber die Gefahr eines gezielten Bombenangriffs bestand auf dem Dorf nicht. Tagsüber zeigten allerdings die alliierten Tiefflieger, wohin für das Deutsche Reich die Reise ging. Bei guter Sicht war bald kein Straßen- und Eisenbahnverkehr mehr möglich, niemand konnte mehr Feldarbeit verrichten. Alles was sich bewegte, wurde unter Feuer genommen.

Die französischen Kriegsgefangenen, die in der Landwirtschaft die wehrfähigen Männer ersetzt hatten, saßen deshalb beschäftigungslos herum. Auch waren sie nicht mehr ganz so fügsam wie bisher. Zwar mussten sie die Nächte weiterhin im „Lager“ verbringen, einem mit Stacheldraht umzäunten heruntergekommenen Haus am Dorfe, aber offensichtlich rechneten sie mit baldiger Befreiung. Man stellte sich gut mit ihnen, denn inzwischen gab es Meldungen, daß eine französische Armee vom Elsass aus Süddeutschland besetzen werde. Diese Armee bestand teilweise aus Kolonialtruppen, vor allem Marokkanern, die alles taten um ihren schlechten Ruf zu rechtfertigen.

Man tuschelte von Vergewaltigung, Erschießung und Plünderung. Nichts davon war falsch, manches vielleicht übertrieben. Jeder versuchte, seine Familie und sein Eigentum bestmöglich zu schützen. Meine Mutter hängte ihren Ehering an die Gardinenstange, andere planten eine Flucht in das angeblich den Amerikanern zugesprochene Gebiet.

Eine dieser bizarren Unternehmungen, die uns am Rande betraf, ist mir im Gedächtnis geblieben: Mein Vater, der schon seit vielen Monaten in einem Dorf unter der Zugspitze Uhren für die Kriegsmarine zusammensetzte, hatte uns für ein paar Tage besucht und mußte nun zurück. Er verabredete sich mit seinem Schulkameraden Gminder, der auf Grund bester Beziehungen über einen zwar fahrbereiten, aber nicht zugelassenen PKW und Benzin verfügte. Bei mond heller Nacht wollten sie ohne Beleuchtung auf Nebenstraßen etwa 200 km nach Bayern fahren. Das in jeder Hinsicht illegale Vorhaben gelang wider Erwarten, die Töchter des Schulkameraden befanden sich danach in Sicherheit. Beide heirateten später Amerikaner und wanderten nach den USA aus.

Der April zog ins Land, auch auf der Schwäbischen Alb erschien der Frühling. Die Soldaten der geschlagenen Wehrmacht trotteten vorbei, zu Fuß und ohne schwere Waffen. Es

genügte ihnen zuzusehen, um zu wissen, daß der Krieg verloren war. Die Menschen gaben ihnen zu essen und zu trinken, hofften aber gleichzeitig, daß sie schnell weiterziehen würden. Irgendwelcher Widerstand sollte Haus und Hof schließlich nicht gefährden.

Man fragte sie nach allen Richtungen aus, wollte Genaueres über die Bewegungen des Feindes und der eigenen Kräfte hören. Aber die niederen Dienstgrade, mit denen wir in Berührung kamen, konnten uns nur wenig sagen. Allerdings wurde klar: Sie hatten die „Schnauze voll“ und wollten jetzt vor allem die eigene Haut retten. Einer der Soldaten, der vor dem Krieg bei einem Reutlinger Fabrikanten als Gärtner gearbeitet hatte und nun für eine Nacht bei uns einquartiert war, sagte meiner Mutter, daß er „nicht 5 Minuten vor 12 noch einen kalten Arsch bekommen wolle“. Solche Sprache hatte ich bis dahin von Erwachsenen nie gehört, aber nun verstand auch ich allmählich, daß die Wunderwaffen des Führers die Niederlage wohl nicht mehr verhindern würden. Und dabei hatten wir doch die meiste Zeit gesiegt!

Eines Mittags erschien im Südwesten hinter dem Horizont eine riesige schwarze Qualmwolke. Fluglärm hatten wir nicht gehört, später wurde gerüchteweise bekannt, daß die eigenen Truppen das wenige Kilometer entfernte Munitionslager gesprengt hatten. Jetzt verteilten die Behörden auch die bis dahin gehorteten Vorräte. Plötzlich bekam jede Familie 2 kg Strickwolle, säuberlich abgepackt und mit dem Firmenzeichen eines bekannten Herstellers versehen. Ebenso gab es zu unserer Verblüffung reichliche Mengen an Rindfleisch. Meine Mutter stellte ein Stück, größer als alles, was sie seit Kriegsbeginn im Topf gehabt hatte, über Nacht vor das Küchenfenster im ersten Stock. Als es am nächsten Morgen verschwunden war, konnten wir nur noch spekulieren, ob es wirklich Nachbars Katze erbeutet hatte.

Wehrrtüchtigungslager

Inzwischen hatte sich mein Nervenkostüm erholt, und Abenteuer schienen mir wieder verlockend. Das Gerücht verbreitete sich, daß der Feind ein „Wehrrtüchtigungslager“ der Hitlerjugend, eine Stunde Fußmarsch entfernt, angegriffen hatte. Die „Männer“, Jugendliche von 16 oder 17 Jahren, seien geflohen oder in Kriegsgefangenschaft gekommen, das Lager stehe leer. Mein Kumpan und ich fassten kurz entschlossen den Plan, ins Lager zu gehen um uns dort umzusehen. Auch mein kleiner Bruder durfte mit.

Wir hofften, möglichst viele soldatische Ausrüstungsstücke an uns zu bringen. Die Aussicht, Brotbeutel, Feldflaschen oder Zeltplanen zu ergattern, war für uns (immer noch!) unglaublich reizvoll, mögliche Gefahren schienen da keinen Gedanken wert. Natürlich sagten wir niemandem etwas.

Mein Bruder hatte schon früher kehrtgemacht, aber wir beiden kamen wirklich in Sichtweite des Lagereingangs. Leider verließ meinen Begleiter dann der Mut. Er wolle hier auf meine Rückkehr warten, ließ er mich wissen. Ich aber wendete alles, was man mich gelehrt hatte,

nun auch an. Gedeckt durch den Waldrand pirschte ich mich ins Lager, mit klopfendem Herzen betrat ich einige Baracken. Tatsächlich lag hier alles herum, was sich ein 11-jähriger damals wünschte. Schnell raffte ich ein paar Teile zusammen, packte alles in eine Zeltplane und verdrückte mich wieder. Gehört oder gesehen habe ich niemanden.

Erst auf dem Rückweg, nun weiter drinnen im Wald, bot sich mir ein schrecklicher Anblick: Auf einer kleinen Lichtung lagen auf dem Bauch vier oder fünf Gestalten in den hellen Uniformen, die zur Ausrüstung der Lagerinsassen gehörten. Ihre Gesichter konnte ich nicht sehen, auch keine Verwundungen und kein Blut. Vermutlich hatte eine MG-Garbe sie erfasst, während sie auf Spähtrupp waren. Einen der Toten umzudrehen traute ich mich nicht, aber bis heute sehe ich den Brotbeutel des vor mir Liegenden, der sich beim Sturz geöffnet hatte, so daß seine Habseligkeiten nun auf dem Boden herumlagen.

Erst da bekam ich ein Gefühl für die Gefahr, in der ich mich befand. Schnellstens rannte ich zurück und fand auch bald meinen noch immer wartenden Freund. Der überzeugte mich, daß es besser sei, die Beute zunächst zu verstecken und erst abends alles nach Hause zu holen. Unnötig zu sagen, daß ich von all den „Schätzen“ kaum mehr etwas gesehen habe. Das Gute daran war, daß ich damit auch meiner Mutter gegenüber nicht viel erklären mußte.

Am 8. Mai, spätabends, klopfte unser Nachbar Reusch an die Tür. Im Rundfunk hatte er gehört, daß die deutschen Armeen kapituliert hatten. Wir sollten uns ruhig halten, kein Licht machen und die Haustür niemandem öffnen. Die Angst ging um, daß die vielen Gefangenen und Fremdarbeiter, nun befreit, mit Raub und Plünderung beginnen würden.

So schlimm kam es nicht, vielmehr nahm das Ganze eher den Charakter eines ausgelassenen Festes an, natürlich unter Ausschluss der Deutschen; die mussten ihre Vorräte an Wein, Bier und Schnaps herausrücken. Schweine wurden geschlachtet, in den Scheunen versteckt gewesene Autos dienten nun den Fahrversuchen angetrunkenen Franzosen und Polen. Waffen aller Art, Photoapparate, Ferngläser und militärische Ausrüstung hatte man auf dem Rathaus abzugeben, wer das nicht befolgte, mußte mit hohen Strafen rechnen.

Was sonst noch passierte blieb mir verborgen; Dinge, über die die Erwachsenen nur unter sich sprachen, konnten mein Gemüt nicht bewegen. Nach einigen Tagen verschwand der Spuk. Der ranghöchste französische Kriegsgefangene, nun eine Art Kommandant, bekam den Befehl, seine Leute zu sammeln und der nächsten militärischen Einheit zuzuführen. Das wirkte auch für alle übrigen als Signal, zu verschwinden.

Die vorherrschenden Gefühle im Dorf waren Trauer und Angst. Man trauerte um Gefallene und Vermisste, das Erschrecken über die im deutschen Namen begangenen Untaten war ehrlich. Familien standen ohne Ernährer da, auf vielen Höfen gab es keinen männlichen Erben mehr. Die Angst vor der Zukunft ging um; was würden die Sieger mit uns machen, wie

würde ihre Rache aussehen? Was überhaupt an Nachrichten zu uns kam, klang deprimierend.

Da bedeutete die Ankunft eines Jeeps mit ein paar französischen Soldaten schon fast eine Erleichterung, weil man sich nun mit konkreten Forderungen auseinandersetzen konnte. Die Angehörigen eines Kolonialregiments sahen für unsere Kinderaugen recht exotisch aus, eigentlich eher wie Cowboys. Vom kommissarischen Bürgermeister verlangten sie ein Rind, ließen es beim Metzger schlachten und nahmen die Teile mit. Zwei Soldaten blieben mit gezückter MP im Jeep sitzen, obwohl natürlich niemand an Gegenwehr dachte. Der Corporal gab den Bauern in gebrochenem Deutsch seine Befehle, sonst wurde nichts gesprochen. Nach etwa zwei Stunden war alles vorüber, das Dorf hatte seine 'Eroberung' hinter sich.

Eines Morgens, etwa Ende Mai, ertönte auf der Straße der uns allen wohlbekannte „Familienpiff“, unser Vater hatte sich aus Bayern zu uns durchgeschlagen. Da es für Deutsche keine Zugverbindungen gab, blieb nur das Fahrrad als Verkehrsmittel. Irgendwelche Wegelagerer bemächtigten sich der wenigen Wertsachen, die er bei sich trug, aber sonst war ihm nichts Ernsthaftes geschehen. Für mich bedurfte es einiger Gewöhnung, daß nun wieder zwei Autoritäten mein Wünschen und Wollen regierten. Solange für den Vater Grund zur Besorgnis bestand, daß ihn die Franzosen gefangen nehmen würden, blieb er bei uns im Dorf.

Bald aber wurde klar, daß Zivilisten seines Alters nicht in Gefahr schwebten, und so machte er sich auf den Weg nach Reutlingen, um seinen Eltern beizustehen. Unser Haus in der Katharinenstraße war kaum beschädigt, allerdings mußte mein Großvater bei der Besetzung Misshandlungen und die Plünderung seines Geschäfts erdulden

Württemberg

Unsere Nachbarn auf dem Dorf arbeiteten als Viehhändler, Sägewerksbesitzer, Wagner, Posthalter, daneben betrieben sie alle Landwirtschaft. Vielleicht war die Reihenfolge auch gerade umgekehrt, jedenfalls standen die meisten beruflich auf zwei Beinen. Der Wirt führte gleichzeitig die Bäckerei und der Baumwart schnitt mir die Haare. Außer einem Telefonanschluss bestand die einzige Verbindung zur Kreisstadt aus dem Milchauto, das morgens die frische Milch wegbrachte. Wer wollte, konnte die Fahrt auf den Kannen sitzend mitmachen und kam dann auf dieselbe Weise am frühen Nachmittag zurück. Derart auf sich selbst gestellt, hieß es nun, sich in der Not einzurichten.

Natürlich waren die traditionellen, also autoritären Strukturen völlig intakt. Frauen gehorchten ihren Männern, Kinder dem Lehrer und den Eltern. Diesen Lauf der Dinge fanden alle selbstverständlich. Nun ja, beinahe alle, denn plötzlich tauchten Menschen auf, die leichtfüßig über das Gewohnte hinweggingen. So einer war Herr Molfenter, Besitzer einer kleinen Strickerei in Reutlingen, die er rechtzeitig aufs Land verlagert hatte. Jedermann hatte

Verwendung für seine Strickwaren, deshalb kannte er immer die gerade wichtigen Leute, er war charmant und konnte überzeugen.

Bürgermeister und Landräte, alle kommissarisch eingesetzt, die meisten mit einem schlechten Gewissen, weil sie zu lange in der NSDAP oder nun als Helfer der Besatzungsmacht dienten, fraßen ihm aus der Hand. So wunderte es niemanden, daß er alsbald über einen flotten Einspänner verfügte und auf diese Weise seinen Aktionsradius vergrößerte. So lange ich denken konnte, hatten immer wenige die Befehle gegeben und viele hatten gehorcht: Gemeinnutz geht vor Eigennutz; Du bist nichts, Dein Volk ist alles, oder so ähnlich. Herr M. war der erste Mensch in meinem Leben, der ganz ungeniert seinen Neigungen und Interessen folgte, für den Vorschriften nur eingeschränkt galten und der damit Erfolg hatte.

Woher die enge Beziehung des Herrn M. zu meinen Eltern stammte, weiß ich nicht mehr. Wahrscheinlich gab es geschäftliche Verflechtungen, die mir als Kind verborgen geblieben sind. Wie auch immer, eines Tages im Juni bestieg meine Mutter mit dem Baby und meinem Bruder Rolf den Einspänner und Herr M. fuhr sie nach Reutlingen zurück. Für mich gab es keinen Platz mehr, und vielleicht wäre ich unter anderen Umständen beleidigt gewesen. Nun aber war die Neugier, wie es in der Stadt wohl aussehen würde, stärker. Also kletterte ich vergnügt auf den großen Leiterwagen unseres Nachbarn, des Viehhändlers, der mit unserer ganzen Habe dem Einspänner folgte.

Neben allem was sich über die Zeit so angesammelt hatte, nahmen wir auch reichlich Kartoffeln und einen großen Vorrat an Brennholz mit zurück. Beides half uns, den folgenden Winter zu überstehen. Wir waren frühmorgens aufgestanden und losgefahren und kamen gegen Mittag in der Stadt an. Was auf einem LKW im Winter begonnen hatte, endete nun mit zwei Wagen und drei Pferden. Wir alle hatten mit Glück in die Katharinenstraße zurückgefunden, der Krieg war für uns zu Ende.

Dr. Günther Lachenmann

